

(Nachdruck verboten.)

11) Der Kampf um Bliestener.

Eine Sommergeschichte von Heinrich Vorhard.

„Ja bin aber doch quatschnaß wie 'ne Wasserratte! Durch den dünnen Waschanzug un vorne durch det Sprothemde trißt sich jeder Tropfen durch!“

„Un da freuen Se sich nich, Mißsüßle? Sparen Se doch eenmal baden un brauchen nu erst wieder zu Neujahr.“

„Den Schuppen hab id ja nu vor mein janzet Leben wech, aber id muß doch sagen, sonst is die Sache ganz jut abhangen! . . . Der Falb, der muß übrjens jroßartige Fühner-oogen haben, det er det so Monate vorher weiß, id kann's man bloß uff einen Dag . . . Abers wat, Zademaß, id hab Dir den Bladder heute morjen schon jeprophetzeit!“

Es regnete draußen noch lange Strähnen, aber das Gewitter war fortgezogen und mit ihm auch Fräulein Piele's Angst. Fräulein Piele war wieder ganz oben auf.

„Kinder, da is ja 'n Klavier, det is himmlisch! Herr Bliestener, lassen Se sich doch nich so lange nötigen, spielen Se doch schon!“

„Mit de Hände ober mit de Beene?“

„Ach nu machen Se doch, wa woll'n tanzen! . . . Et is zwar jemein, det wir zive denn nich zusannu' scherbeln können, aber helf er sich, kleine Maus!“

„Wat jeben Se mir, wenn id keenen Nimm's von Klavier-spielen habe!“

„Unse Meta spielt doch sehr jut,“ sagte der nieder-trächtige Emil.

„Gewiß! . . . Meta, spiele man!“ sagte noch Vater Zademaß.

Meta machte mürrische Lippen.

„Na? . . . Wovor jeb' id denn det velle Geld alle Monat?“

„Id kann nicht aus'n Kopp!“

„Ach wat, Klausen! Den neuen Walzer spielt De!“

„Warum id denn immer, det kann ja 'n anderer machen!“

„Ach ja, Fräulein, spielen Se doch . . . So'n recht schmaltzigen Walzer, damit Leben in de Bude kommt!“

Sie wollte noch immer nicht, da legte sich der junge Herr Vogler auf's Schmeicheln.

„Se haben ja mächtige Talente, Fräulein Zademaß! Se deklamieren un Se machen Künste uff's Eis un nu sind Se och noch unjitalisch!“

„Det is ne Jefährliche,“ sagte Fräulein Piele leise zu Else Vogler. Wissen Se wie meiner da immer sagt: „Die is mit alle Mufen jehekt“. „Macht Ihr kleiner dider Brums och sonne Wize, die keen Mensch versteht?“ Und laut fragte Sie dann Grete: „Spielen Se denn schon so richtig — hintereinander wej — oder?“

Meta zog verlegt einen Mundwinkel hoch: „P!“

Wieder jekte Herr Vogler den Hebel an. — „Die spielt nu entschieden wie'n jelernter Klavierpieler . . . Ja bin jekt wirklich neugierig wie 'n Staarnmaß?“

Das hätte aber wohl alles nichts gefruchtet, wenn Meta nicht plötzlich der äußerst weise Gedanke gekommen wäre, Herrn Bliestener auf unjitalischem Wege zu erobern.

Ja, sie wollte spielen, wollte spielen so hinreißend und so süß wie noch nie! Sein Herz war ja auch schon wieder auf dem Wege zu ihr. Beim Pfänderpiel die drei Küsse! . . .

Else Vogler hatte er allerdings auch geküßt aber entschieden nicht so — so, so fest.

„Sehn Se, det is nett! Fräulein Piele darf ich um der Ehre bitten?“

„Wenn die Blät . . . ter lei . . . se rauschen

In des Mon . . . des Sit . . . berjchein,

Liebchen, laß . . . uns küß . . . se rauschen,

Laß uns bei . . . de glüd . . . lich sein!“

Gerade als Meta sich zum Spielen hinjekte, bemerkte Frau Schulke ihre Tochter; diese hatte sich joeben in den Saal hineingestohlen.

„Wo kommst De denn her, Grete? Warst De bei's Jewitter och unterwegs?“

„Ach, id war drieben in'n Saal, id bin nich nah jworden.“

„Det kommt aber doch so belämmert raus? Wat is Dir denn, Neechen? Du hast woll och geweent? Is Dir nich wohl, Grete?“

„Nee, Mutter, mir fehlt jarnischt. Ja wer jleich mit-danzen.“

„Sag' mal wirklich: Is Dir ganz wohl? . . . Un wat is denn mit Deine rechte Wade, die is ja total rot?“

„Meine Wade? . . . Ja weech nich . . . die muß woll . . . na, id weech nich . . .“

Grete wollte einen Generalanzug vermeiden, Herr Zademaß war überdies auch hinzugetreten.

„Is meine Olle nich drieben un Vertha?“ fragte er. — Vielleicht vermutete er als Kenner von solchen roten Flecken einen geheimen Zusammenhang.

„Ja habe mir nich drum bekümmert — id floobe, se is wieder wechjeloosen, wo't Jewitter losjung.“

„Trau' id ihr zu — Wechjuge is Trumpf,“ sagte der liebe Gatte und suchte die Nässe, wie einer, der an solche Verräthelheit gewöhnt ist, sie aber nicht ändern kann.

„Fräulein Gretchen, Sie tanzen doch?“

Herr Bliestener machte vor ihr einen tadellos zierlichen Diener.

Gewiß tanzte sie, rechts herum und links herum, ganz wie er es wollte, langsam und schnell.

Vater Zademaß verfolgte sie finsternen Blickes. „Doch jut! Zu d' Friehtid schwingt der Barbuz mit unser Mägen det Eisbeen un mit Schulzens Grete an'n Nachmittag det Tanz-been! Doch jut, och jut! Mir kann't ja recht sein! Gen ganz abgejeimter Bengel!“

„Frau Wulkow, id bin so frei!“

„Danke jehen, Herr Mißsüßle! Wo wer'n Se denn mit ne alte Frau tanzen! Sehn Se mal, wie verjeiratet id bin.“ Sie hielt ihm das Kind hin.

„Ach, kommen Se man, Ihr Oker erlaubt's schon, davor darf er ja zusehn und's Kind halten!“

„Der Olle? Der wird erst jarnisch jefragt! — Wat, Ernste, Du stehst so unter'n Pantoffel, det de ganz froh bist, wenn id mal nich neben Dir hoße, un Dir schuhriele.“

„Also denn los! . . . Passen Se mal uff, Wulkow, wat wir zivee beede for'n schönes Paar machen!“

„Herr Mißsüßle, Spaß beiseite — id mach ma aus d' Dautzen nicht, aber thun Se ma den Jefallen, fordern Se Frau Schulzen auf.“

Als er fort war, sah sie ihren Mann leuchtend an und griff seine Hand:

„Ernste, id wer doch nich mit'n andern dautzen, wa?“

„Gold' verliebte kleine Frau gab's nicht noch einmal. Herr Mißsüßle aber tanzte mit Frau Schulke und tanzte mit Fräulein Bliestener und tanzte mit Fräulein Piele und tanzte mit dem Fräulein Vogler I und mit Fräulein Vogler II, welche sich sehr geehrt fühlte, aber wegen ihrer Kleinheit mehr in der Luft als auf dem Boden war, und mit Fräulein Vogler III, welche ausschließlich in der Luft herumflog, und tanzte mit Frau Vogler, so daß das Zahntuch plötzlich mitten im Saal lag, und allen trat er gewissenhaft auf die Füße, Bedor-zugung kannte er nicht, und wenn's irgend möglich war, tanzte er mit jeder eine Wand an und sagte dann regel-mäßig: „Die kleine Bude müßte wirklich mal uff'n Leisten jeschlagen wer'n, det se sich en-bißken dehnt!“

„Schachmat! Seh' bloß, wie id schwiße! Puh! . . .“

„Puh! . . . Wat kriep' id eigentlich for de Stunde, Zademaß? Aber de Damens wollen sich doch ausdangen un wer dautz denn sonst von de Herren? Ihr seid olle Philister. Der Bliestener kommt nich von de Grete Schulk weg, bleibt also nur der kleine Vogler. Aber der schafft's och nich! . . .“

Ach, da is ja der Kutscher, der kommt wie jersufen! Wat hat der sich an de Thüre runzulümmeln, wenn andre Leute arbeiten! . . . Hier Jüngling, rann an de Kamme!“

Der Jüngling war zwar nicht mehr ganz sicher auf den Beinen, „aber et is immer noch besser mit eenen halbwegs Besoffenen tanzen, als mit 'ne andre Dame . . . een Mann bleibt imma een Mann!“

Meta Zademaß spielte und spielte, sie wußte es garnicht. . . . Ob er sich wohl auch so viel bei den drei Küssen gedacht hat? Oder ob er bloß so, weil das Spiel es verlangte, ge-lüßt hat? . . . Ach ja! . . .

„Diebchen laß — uns Küß — se tauschen,
Daß uns bei — de se — lig sein.“

Zum fünfzigsten Mal ungefähr. Zufällig drehte sie sich dabei um und sah zwei vorüberfliegen, die thatsächlich selig waren — Grete und Bliesener.

Sie hielt jäh an.

„Naach! Naach! Wetter! Ach Fräulein, weiter! —
Nee, nee, jetzt mal Rheinländer, eenen öffnen!“

„Wat denn! Hier Rheinländer! Spielen Se ruhig Walzer weiter!“

Fräulein Zademaß stand auf und knallte den Deckel zu. „Farnischt spiel id! Ich bin doch hier nich Euer — Euer Dienstmädchen?! . . . Euer Dienstmann — Klavierspieler oder sowat! Kann sich ja det uffjedonnerte Weibsstück alleene wat zu spielen, wenn se tanzen will!“ Und sie lief zur Thür und wollte in den Regen hinaus. In diesem Augenblick öffnete sich dieselbe aber und ihre Mutter stand triefend auf der Schwelle.

„Warum seid Ihr denn da nich jeblieden, Schockschwere-
not? Ich suche in'n dollsten Pladder wie ne Berrichte, un
Ihr tanzt hier! . . . Tod hab id ma jeholt, un Ihr
tanzt hier! . . .“

Meta wollte an ihr vorbei.

„Wohin willst De denn bei det Wetter? . . . Du bist
woll nich richtig in'n Kopp!“

„Mutter, id . . . id . . . id . . . id fahr nach Hause.“

„Warum denn, Mädchen?“

„Ach . . . det . . . det Weibsstück, det verdammlije . . .“

Frau Zademaß überfah mit einem Blick die Lage.

„Kieß mal, wie die mit ihren Kerl dasteh, wie se noch
jrient!“

Grete war es dabei durchaus nicht zum Lachen, ihr war
himmelangst. Wenn man doch plötzlich versinken könnte oder
sich in Luft auflösen.

„Gau ihr doch eene rinn, von mir hat se noch schon ihre
Senge wej . . . Wat, hat's jeschmeckt, Jretelen, willst De
noch mehr?“

Auch das noch! Vor alle Menschen! Herr Gott! Un
vor Emil! Herr Gott! Wat muß der jetzt nur denken!

„Gau ihr doch eens in de Presse, wie id det vorhjn je-
macht habe.“

Die mütterliche Ermahnung erreichte ihren Zweck. Wie
ein wütender Affe sprang Meta auf sie, die heute Morgen
noch „beinahe“ ihre Schwester gewesen.

Bliesener aber warf sich dazwischen und hielt sie fest, ob
sie sich auch wand und mit den Füßen nach dem Stillgeliebten
stieß. Aber ihre Mutter kam ihr zur Hilfe. Mit der linken
Hand riß sie Bliesener von hinten in den Haaren, mit der
rechten stieß sie ihn ins Kreuz — wohl nach dem Vorbild des
pergamenischen Gigantenkämpfers:

„Halten Se meinen Mann, halten Se meinen Mann!“

„Ach wat, laß mir durch!“

„Wat, Sie haben meine Tochter anjesakt, Sie Jan-
delbel, Sie!“

„Er schlägt die Frau ja dod! Halten Se doch meinen
Mann! Willi! Thu ma den Gefallen! . . . Er schlägt ihr
jr dod!“

Jür's erste war es aber garnicht so schlimm.

Hast Du nicht gesehn hatte Frau Zademaß die Front
geändert. — Hast Du nicht gesehn Herrn Schulke übers
Gesicht gekrakt und sich seiner Nase bemächtigt. Dann aber
hatte sie Unglück.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Heufieber.

Mit dem Eintritt des wärmsten Jahresabschnittes zeigt sich bei
nicht wenigen Personen mit einer gewissen Regelmäßigkeit eine Er-
krankung der Schleimhäute des Atmungsapparates und des Auges,
die mit Abspannung, Kopfschmerz und Schlaflosigkeit verbunden ist.
Man fragt sich vergebens, wie und wo man sich erkräft haben
könnte, oder sucht irgend eine andere vermeintliche Ursache des
Leidens zu ergründen, wendet dieses und jenes Mittel an, ohne
daß man dadurch eine Heilung erzielt, und ist sehr erstaunt, wenn
man endlich erfährt, daß man vom Heufieber befallen ist.

Das Heufieber wird hauptsächlich im Juni und weiterhin im
August beobachtet. Diese Erkrankungsstermine fallen zusammen mit
den Heuernten. Die ersten Anfälle stellen sich immer vor oder bei
der ersten Heuernte, die späteren Anfälle mit der zweiten Heuernte
ein. Personen, die im Juni stärker erkranken, werden zuweilen noch-
mals im August von dem Leiden heimgesucht. Die zeitliche Ueberein-

stimmung des Auftretens der Krankheit mit den Heuernten hat die
Bezeichnung Heufieber veranlaßt.

Das Heufieber beginnt damit, daß die Kranken in der Nasen-
schleimhaut einen unangenehmen, anhaltenden Kitzel empfinden und
von heftigem Niesen geplagt werden, worauf sich eine Rötung,
Schwellung und wässerige Absonderung auf der Schleimhaut be-
merklich macht. Gewöhnlich greift dann der Katarrh auch auf
die Schleimhaut des Mundes und Schlundes über, wobei das
Gefühl der Trockenheit und des Brennens im Halse besonders lästig
fällt. Sehr häufig erkranken auch der Kehlkopf und die Luftröhre
katarrhalisch. Bei einem stärkeren Luftröhrenkatarrh zeigen sich dann
zuweilen quälende Atembeschwerden und Empfindungen von Brust-
beklemmungen. In ähnlicher Weise wie der Atmungsapparat er-
krankt in der Regel auch das äußere Auge. Die Augenlider
schwellen an, werden schmerzhaft und röten sich, und es macht sich
ein beizender Thränenreiz fühlbar. Die Venenmeninge des Kopfes,
die bereits erwähnt wurde, ist ziemlich stark, dagegen das Fieber nur
gering.

Man hat im Laufe der Zeit als Ursache des Heufiebers ver-
schiedene Faktoren angesehen, bis der englische Arzt Bladley
den unzweideutigen Nachweis lieferte, daß das Heufieber durch die
Einwirkung des Blütenstaubes zahlreicher Pflanzenarten auf die
freiliegenden Schleimhäute zu stande kommt. Der Blütenstaub ist
ja überall in der Luft verbreitet und namentlich dann, wenn die
Mehrzahl der Pflanzen in Blüte steht. In erster Linie ist es der
Blütenstaub der Gräser, des Raubgrases, Vorstengrasses, Somagrasses
und Lolchs, der das Heufieber hervorruft. Aber auch Wiesenblumen
und Gartenblumen sind dazu geeignet, wenn der Blütenstaub in
größeren Mengen auf die Schleimhäute übertragen wird. Bladley
sand im ganzen den Blütenstaub von 74 verschiedenen Pflanzen-
arten besonders wirksam. Wird der Blütenstaub dieser Pflanzen
experimentell auf die Schleimhäute der Nase und des Auges oder
in die Einatmungsluft gebracht, so stellen sich alle diejenigen Krank-
heitssymptome ein, die für die Kennzeichnung des Heufiebers maß-
gebend sind. Es hat sich ferner auch nachweisen lassen, daß mit der
Zunahme des Blütenstaubs in der freien Luft die Heftigkeit des
Heufiebers wächst. Bladley fang in einer klebrigen Flüssigkeit die in
der Atmosphäre umherfliegenden Blütenstaubkörner an und zählte
sie. Es ergab sich, daß je mehr Blütenstaub zu den einzelnen Zeiten
ausgenommen wurde, desto heftiger auch das Heufieber entwidelt
war. Die Ergebnisse der Untersuchungen Bladleys sind auch von
anderen Forschern als richtig bestätigt worden.

Daß der Blütenstaub Katarrhe der Schleimhäute hervorzurufen
vermag, ist leicht erklärlich. Die kleinen Blütenstaubkörner besitzen
vielfach Keilspitzen, Knöpfchen, Spigen und winzige Dornen oder
andere Vorprünge und enthalten oftmals ätherische Öle. Befällt daher
der Blütenstaub die Schleimhäute in einer großen Anzahl, so muß
er schon wegen seiner soeben erwähnten, äußeren Formgestaltung
dieselben notwendigerweise reizen. Dann wirken auch die ätherischen
Öle auf die Schleimhaut, und sie selbst greift ihrerseits die Blüten-
staubkörner an und zerlegt sie teilweise, so daß nun deren chemische
Stoffe desto leichter ihre reizenden Eigenschaften entfalten können.
Für diese letztere Annahme spricht die Thatsache, daß man in Schleim
von Heufieberkranken wiederholt Blütenkörner gefunden hat, die ver-
ändert waren.

Die Uebererbschaft des Blütenstaubs hinsichtlich des Heufiebers
macht es verständlich, daß das Leiden vorzugsweise im Juni und
später noch einmal im August auftritt. Denn in diesen Monaten
blühen die meisten Pflanzen und namentlich die meisten Gräser.
Uebrigens spricht bei der Erwerbung der Krankheit ohne Zweifel
eine gewisse individuelle Veranlagung mit. Es kommt hier namentlich
die Beschaffenheit der Nasenschleimhaut, die ja stets zuerst und am
stärksten ergriffen wird, in Betracht. Zeichnet sie sich durch eine
Ueberempfindlichkeit aus, oder haben sich auf ihr Verdickungen und
Wulstungen, die zuweilen ein maulbeerförmiges Aussehen haben,
gebildet, so ist sie für alle äußeren Reize empfänglicher
und zu Entzündungen besonders geneigt. Die Atembeschwerden
die sich in der Gefolgschaft des Katarrhs einstellen, sind als eine
nervöse Rückwirkung des Nasenreizes auf die Erregbarkeit der
Atemorgane anzusehen, wie sie auch bei anderen Nasenerkrankungen
beobachtet wird.

Die Durchschnittsdauer der Heufieberanfalle beträgt drei
Wochen, doch dehnen sie sich auch zuweilen auf drei Monate aus.
Die Katarrhe gehen dann in wenigen Tagen zurück, während die
Atmungsbeschwerden plötzlich verschwinden. Doch bleibt die
Empfänglichkeit für ein alljährliches Wiederkommen meist durch
vielen Jahre erhalten. Es sind Fälle bekannt, wo bei denselben Per-
sonen eine Reihe von Jahren hindurch die Krankheit genau an einem
und demselben Tage zum Ausbruch kam.

Ist das Leiden auch keineswegs gefährlich, so ist es doch immer
unangenehm genug. Wer daher zur Erwerbung des Heufiebers
neigt, der sollte zu den gefährlichsten Zeiten, also vor und bei den
Heuernten, das Zimmer hüten, oder bei seinen Spaziergängen
wenigstens geeignete Vorkehrungsmaßregeln beobachten. Das ein-
fachste Mittel zum Schutz gegen die Einatmung des Blütenstaubes
ist die Verstopfung der Nasenlöcher mit Wattepföpfchen. Atmet man
dann durch die Nase, wie man es eigentlich stets thun soll, so wird
der Blütenstaub durch die Watte aufgefangen und kann nicht auf die
Schleimhaut gelangen.

Als Linderungsmittel bei schon bestehenden Krankheit werden
verschiedene Medicamente angewendet. Man verordnete Ein-

atmungen von Lösungen von Chloräurem Kali oder auch von Pfefferminzöl, macht Pinselungen mit Sublimat oder läßt Kampher als Schnupfpulver gebrauchen. In jüngster Zeit hat die Einträufelung einer vierprozenthaltigen Kolalinalösung großen Beifall gefunden. Wesentlich unterstützt wird der Erfolg dieser Behandlungsarten durch einen Ortswechsel. Es hat sich hier namentlich der Aufenthalt in Höhen-Kurorten und Seebädern als zweckdienlich erwiesen. Warum derartige Aufenthaltsorte einen günstigen Einfluß auf den Verlauf des Heufiebers ausüben, liegt auf der Hand. Ihre natürliche Lage bedingt es, daß sie sich durch Reinheit der Luft auszeichnen und daß die Luft verhältnismäßig frei ist von Blütenstaub. Die Höhen-Kurorte sind von Wäldern umgeben, die der Verbreitung des Blütenstaubes hinderlich im Wege stehen, während in Seebädern der vom Meere herwehende Seewind naturgemäß keinen Blütenstaub mit sich bringen kann.

Bei der Eigenart des Leidens kann die medikamentöse Behandlung nur eine Linderung und Abklärung zur Folge haben, denn die angewendeten Arzneimittel können selbstverständlich weder die eingedrungenen Blütenstaubkörner zerstören, noch eine etwaige krankhafte Veranlagung beseitigen. In hartnäckigen Fällen hat man sich deshalb, um einen bleibenden Erfolg zu erzielen, schon wiederholt zu einem chirurgischen Eingriff entschlossen. Derselbe besteht darin, daß man auf galvano-kauterischem Wege durch die Blähige das sogenannte cavernöse Gewebe der Nasenschleimhaut zerstört und eine oberflächliche Verhärtung herbeiführt. Dadurch wird die krankhafte Veranlagung der Nasenschleimhaut behoben und so dem Blütenstaub der erste Angriffspunkt entzogen. Durch dieses Verfahren sind 80—90 Proz. der Kranken dauernd geheilt worden.

Das Heufieber befällt weniger den abgehärteten Landbewohner als den empfindlichen Städter. —
Th. Seelmann.

Kleines Feuilleton.

— **Obstruktion in der italienischen Kammer.** Der „Frankf. Zeitung“ wird von ihrem römischen Korrespondenten unterm 10. Juni geschrieben: Seit 1. Juni herrschen die Sozialisten in der Kammer souverän, dank ihrem Geist, ihrem Witz, ihrer Disciplin. Die Vertreter der „Ordnungsparteien“ sind machtlos, und sie werden sich gefragt haben, woher diese Männer die Widerstandskraft gegen die dröhnende Hige im Holzbau der Kammer, und woher sie den Stoff schöpfen, um Reden zu halten, die eine ganze Sitzung ausfüllen! In der That, die Leistung der Herren von der Linken ist mehr als erstaunlich. Am Dienstag sprach der aus den stillkühnen Unruhen bekante De Felice dreißig Minuten, der Kriminalist Enrico Ferri gar am Mittwoch vierundneinhalb Stunden, und heute schied sich Colajanni ebenfalls zu einer dreistündigen Obstruktionsattacke an. Kein Wunder, daß der Kammerpräsident oft die Geduld verliert, und sich infolgedessen allerlei Zwischenfälle entwickelt. So kam Ferri, der das Vereinsrecht in allen antiken und modernen Staaten beleuchtet hatte, nach zweistündiger Redearbeit auf das Recht der Obstruktion zu sprechen und sagte:

„Die Methode der Obstruktion wurde schon von Marcus Porcius Cato angewandt. (Weiterleit.) Es sei mir gestattet, diese historische Erinnerung vorzutragen. Man schrieb das Jahr des Heils 60 vor Christus.“

Präsident: „Nicht genug damit, daß die Herren Obstruktion treiben, verherrlichen sie sie auch noch durch die Geschichte.“ (Weiterleit.)

Lebhafter gestaltete sich der Dialog des Präsidenten mit dem Litteraten Del Valzo, der gestern sprach. Nachdem er schon eine Stunde obstruiert hatte, sagte er plötzlich feierlich: „Und nun komme ich zu Aristoteles!“

Präsident: „Das ist eine Verirrung.“
Del Valzo: „Dem widerspreche ich. Aristoteles ist ein Mann, von dem auch ein Präsident noch lernen kann.“

Und von Aristoteles kam der Redner auf Aspasia, Cleopatra, die Odyssee, die Sias und schließlich auf Sparta, pathetisch rufend: „Und da wir einmal in Sparta sind, wollen wir dort etwas länger verweilen!“

Präsident: „Sie begehen ein Attentat auf die Würde der Kammer.“

Del Valzo: „Ich glaube gern, daß Ihnen die jegige Diskussion unangenehm ist, aber ich versichere Sie, ich thäte auch lieber etwas anderes. Aber um Ihnen entgegenzukommen, lassen wir Sparta fahren und nehmen ein Billet nach Altrom.“

Präsident (voller Ungebuld): „Nun, treiben Sie doch endlich moderne Geschichte.“

Del Valzo: „Nur Geduld, Herr Präsident. Die kommt noch. Jedes zu seiner Zeit!“

Nach einigen Minuten unterbricht der Präsident den Redner von neuem: „Aber entschuldigen Sie, diese Art der Diskussion ist unmöglich.“

Del Valzo: „Warum?“
Präsident: „Das liegt doch auf der Hand. Ich sage es auch in Ihrem eigenen Interesse.“

Del Valzo: „Danke für die zarte Fürsorge. Aber ich fühle mich sehr wohl und kann noch bis morgen sprechen.“

Präsident: „Kommen Sie endlich zur Reuzeit.“
Del Valzo: „Gut, dann werde ich Machiavelli citiren.“
Präsident (in höchster Erregung): „Das erlaube ich nicht. Das sind ja längst bekante Dinge, die die Späher von den Dächern pfeifen.“

Del Valzo: „Desto besser, dann können die mich korrigieren, wenn ich einen Fehler mache.“

Nach einer weiteren halben Stunde fuhr der Redner mit emphatischem Ernst fort: „Und nun werde ich Ihnen Ambrosius und die herrlichen Worte des heiligen Augustin citieren. (Die Abgeordneten der Rechten heulen.)“

Präsident: „Lassen Sie das Citieren. Sehen Sie denn nicht, daß die Kammer ärgerlich wird?“

Del Valzo: „Ich sehe nicht ein, weshalb gerade die Mailänder Konserbativen sich gegen ihren Stadtheiligen empören. Sie sollten sich doch geschmeichelt fühlen, wenn ich Ambrosius einen Lobgesang singe.“

Del Valzo schloß seine Rede mit der Drohung: „So könnte ich noch hundert Citate anführen,“ und als eine Stimme aus der Schar der Abgeordneten stöhnte: „Um Gotteswillen!“ setzte er hinzu: „Nun, ich will Gnade für Recht ergehen lassen!“

— **Der Kampf gegen die „Ronne“.** In der Versammlung des preussischen Forstvereins für Ost- und Westpreußen hielt Forstmeister Eberts einen Vortrag über das Auftreten der Ronne im Gebiete des Vereins. Der Redner führte aus, daß die Ronne in diesem Jahrzehnt zuerst 1896 in der Oberförsterei Okonin bei Danzig aufgetreten sei; wenig später habe sie sich vereinzelt auch in mehreren andern Oberförstereien von Ost- und Westpreußen gezeigt und habe namentlich in diesem Jahre eine große Verbreitung erlangt. Am meisten scheint der Regierungsbezirk Gumbinnen berührt zu sein. Bisher habe man mit sehr geringem Erfolg gegen diesen Feind angekämpft. Die nach einem Ronnenfraß anberaumten Konferenzen und Bereisungen der verzeuhten Reviere hatten einen sehr zweifelhaften Erfolg gehabt. Den bisher angewandten Vertilgungsmitteln der Eier, Raupen, Puppen und Falter legt der Redner nur einen sehr geringen Wert bei. Das Auffinden aller Eier sei ganz unmöglich, da der Falter sie an sehr versteckten Stellen ablege. Das Sammeln der Raupen habe gar keinen Wert; auch die viel gerühmten Leimringe seien nicht im stande, der Verbreitung der Ronne Einhalt zu thun. Sowohl über wie unter den Leimringen entwickelten sich die Raupen, und nur ein kleiner Teil komme auf diese. Das Wegfangen der Falter sei kein ausreichendes Mittel zur Vertilgung des Insekts. Bei den Bemühungen, der Ronnenplage Herr zu werden, leisteten manche Vögel, wie Stare, Finken, ferner die Schneemoniden dem Menschen gute Dienste. Als ein wichtiges Mittel von Erfolg sei eine Krankheit der Raupe, die Schlafsucht, zu bezeichnen, deren Ursache ein Mikroorganismus sei. Durch Infizierung und Aussetzung kranker Raupen müsse für eine schnelle Weiterverbreitung der Krankheit geforgt werden. Weiter führte Oberförster Schillings aus, daß alle Hilfe gegen die Ronnengefahr vergebens sei, da man durch alle Mittel nur ein Zehntel bis ein Sechstel der Tiere vertilgen könne. Der Raßfraß sei nicht zu verhindern. Bei zwei Reviere, bei welchen man in einem alle bekanteten Vertilgungsmittel zur Anwendung gebracht, im andern aber nichts gethan habe, zeige sich kein Unterschied. Ein Kampf gegen die Ronne sei nur erfolgreich, wenn sie in eng begrenzten Bezirken auftrete, andernfalls müsse die Ronne durch sich selbst zu Grunde gehen. Alle bisherigen Erfahrungs beweisen, daß als einzig wirksames Mittel gemischte Waldbestände anzusehen sind. —

k. **Was englische Dramatiker verdienen.** Die wenigsten englischen Dramatiker verkaufen vor vornherein ihre Stücke. Alles hängt vom Erfolg ab und ein Stück, das nur einigermaßen den Beifall des Publikums erringt, ist für seinen Verfasser eine Goldgrube. Eine englische Revue berechnet, daß ein Stück nur zweihundertmal in guten Theatern aufgeführt zu werden braucht, um dem Autor bei 5 Proz. Gebühren 80—100 000 M. einzubringen. Dazu kommen noch die Aufführungen in den Provinzen, bei denen 100—200 M. pro Aufführung für den Autor festgesetzt sind, und die Aufführung in Amerika und Australien. Aber diese Summen verschwinden gegenüber den Einnahmen, die einige der beliebtesten Dramatiker heute zu verzeichnen haben. Mit seinen beiden populär gewordenen Melodramen „Die Lichter Londons“ und „Gafen-Vächter“ hat G. R. Sims z. B. über 600 000 M. jährlich verdient, und zwar zog er aus den Provinzen doppelt so viel als aus London. Man kann annehmen, daß Sims mit allen seinen Stücken jetzt schon über 4 Millionen Mark „gemacht“ hat. Weit mehr noch hat aber die Wilhne W. S. Gilbert gebracht, der mit Sir Arthur Sullivan gemeinsam die Opern verfaßt hat. Die Einnahmen aus diesen Opern belaufen sich bis auf 60 Millionen Mark. Wenn auch Gilbert nur einen Anteil von 10 Proz. davon erhielt, so würde ihm das allein schon drei Millionen Mark oder ein Jahreseinkommen von circa 150 000 M. höherstellen. Die „Alte Heimstätte“, die Denman Thompson so populär machte, brachte 12 Jahre lang jährlich 1 600 000 M. Bei 10 Proz. Anteilen des Autors würde sein festes Jahreseinkommen fast 200 000 M. betragen. Ähnliche Summen erzielen heute die Stücke von Pinero. Ein Freund des Dramatikers hat verraten, daß allein die „Süßen Lavendel“ ihm 400 000 M. eingebracht haben. Im ganzen beläuft sich sein jährliches Einkommen aus seinen Stücken in den letzten Jahren stets auf 400 000 M.

Barrie hat mit dem „Meinen Minister“ sich ein festes Einkommen von 80 000 M. jährlich erworben. Dazu kommen noch 200 000 M. für das Veröffentlichungsrecht der ursprünglichen Novelle. Manche Gold-Mine dürfte wohl weniger Geld eingebracht haben, als dieses kleine Buch mit seinen ungefähr 110 000 Wörtern. —

Erziehung und Unterricht.

— Die Ergebnisse der vollständigen Universitätskurse in Oesterreich sind, wie die „Wiener Arbeiterzeitung“ konstatiert, nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb Wiens zufriedenstellende. In diesem Jahre wurden in Wien in vier Serien 71 Kurse abgehalten, die von 7148 Personen besucht waren, so daß im Durchschnitt auf jeden Kurs mehr als hundert Teilnehmer kamen. Die Gegenstände, die auch in den früheren Jahren am meisten die Aufmerksamkeit der Hörer auf sich gezogen hatten, waren Astronomie, Anatomie, Geschichte usw. Auffallend stark ist aber auch der Besuch der philosophischen Kurse, deren eine größere Anzahl in diesem Jahre abgehalten wurde. Während in Wien die Entwicklung im gleichmäßigen Geleise fortschreitet, ergaben sich außerhalb Wiens geradezu überraschende Erfolge. Der erste Kurs in Wiener-Neustadt wurde von 826 Personen, die anderen Kurse in Niederösterreich, und zwar ein zweiter Kurs in Wiener-Neustadt, je ein Kurs in Pöfing und in Krems im ganzen von 1246 Personen besucht. Es ergibt sich also für vier niederösterreichische Kurse eine Durchschnittsfrequenz von fünf hundert achtzehn Personen. Auch die Kurse in Brünn ergaben ein gleich gutes Resultat wie im vorigen Jahre. Diese Zahlen sprechen für sich. Sie zeigen, ein wie großes Bildungsbedürfnis die weitesten Schichten der Bevölkerung in Wien und in der Provinz haben. Mit gleichem Eifer waren bei der Einrichtung dieser auswärtigen Kurse die Arbeiterschaft und die Lehrerschaft thätig. Die Kommunen von Wiener-Neustadt und Krems gewährten Subventionen. Aber ebenso deutlich ist es, daß mit den beschränkten Mitteln, die bisher den vollständigen Universitätskursen zur Verfügung standen, und die doch statutengemäß hauptsächlich für Wien zu verwenden sind, eine weitumfassende Thätigkeit auf dem Lande nicht ins Werk gesetzt werden kann. Erfreulich ist es auch, daß das Wiener Beispiel wie im Ausland, so auch im Inland Nachahmung gefunden hat, und daß in diesem Jahre bereits die Universitäten von Graz und Innsbruck sowie die böhmische Universität in Prag, ferner die Brünnener technische Hochschule vollständige Kurse veranstaltet haben, während an anderen Hochschulen ähnliche Institutionen in Vorbereitung sind. —

Gesundheitspflege.

— Zur Hygiene des Rauchens. In einer Studie über Sebstörungen durch Tabakrauchen, die Professor Laqueur in Strassburg in der letzten Nummer der von Dr. M. L. Schürer herausgegebenen „Klinisch-therapeutischen Wochenschrift“ veröffentlicht, macht er den Versuch, eine Hygiene des Rauchens aufzustellen, die auch für weitere Kreise Interesse hat. Das wichtigste ist selbstverständlich die Mäßigkeit im Tabakgenusse. Die tägliche Dosis, welche ohne Schaden für die Gesundheit genossen werden kann, ist ungefähr 25 Gramm Tabak, die einer Anzahl von etwa fünf Cigarren mittlerer Größe entsprechen. Bei empfindlichen Personen können sich auch bei kleineren Gaben Störungen der Herzthätigkeit einstellen. Gewiß spielt auch die Qualität des Tabaks eine nicht zu unterschätzende Rolle; allein es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die einheimischen, sogenannten leichten Sorten unschädlich sind, sie sind vielmehr stärker nikotinhalbig als die Havana-Tabake. Man sollte niemals bei leerem Magen rauchen, am besten wird das Rauchen unmittelbar nach der Mahlzeit vertragen. Ganz verwerflich ist das Rauchen im nächsteren Instande vor dem Frühstück und fast ebenso nachteilig das leider vielverbreitete Rauchen unmittelbar vor der Hauptmahlzeit, um das Hungergefühl zurückzudrängen. Will man zwischen den Hauptmahlzeiten rauchen, so soll man vorher eine geringe Menge Nahrung zu sich nehmen; ein kleiner Zwieback oder ein Stückchen Schokolade genügt schon, um die Magenlast-Sekretion ein wenig anzuregen. Man möge die Cigarre nicht umdüst im Munde halten und nicht bis an das äußerste Ende rauchen, da infolge der Durchfeuchtung des oberen Theiles der Cigarre schädliche Substanzen des Tabakblattes gelöst werden. Es ist dringend notwendig, den im obigen Sinne mäßigen Tabakgenuss einzuschränken, sobald sich die ersten Vergiftungserscheinungen bemerkbar machen. Als solche sind Störungen der Herzthätigkeit anzusehen — wie Beklemmungsgefühl, Herzlopfen. Beachtet der Raucher die erste Verwarnung nicht, dann ist er von anderen schweren Vergiftungserscheinungen bedroht. —

Aus dem Tierleben.

— Ein zahmer Storch ist, wie der „Nöln. Volksztg.“ geschrieben wird, ständiger Gast in dem Hotel zur schönen Aussicht zu Höchst a. M. Derselbe stammt aus dem benachbarten Sossenheim, wo er vor zwei Jahren aus dem Neste fiel und künstlich ernährt und großgezogen wurde. Er geht in den Gängen, Höfen und im Garten umher, er stolziert ungeniert zwischen den Gästen dahin, schreiet besonders gern über die Grenzmauer des Gartens und genießt die schöne Aussicht auf den Main und das jenseitige Gelände. Einmal machte er auch dorthin einen Ausflug, kehrte aber wieder sogleich in sein Heim zurück. Seine besten Freunde sind die Hunde des Hauses, mit denen er Stunden

lang possierlich spielt. Seine Feinde sind die Kinder, welche er im Biersthaus gar nicht leiden mag; er kehrt gegen sie sofort den Schnabel. Er verwundet jedoch keines, sondern hält immer kurz vor dem Angriffsobjekt ein. Sein Haß gegen die Kinder rührt daher, daß solche ihn öfters geneckt hatten. Er fraß anfangs nur Fische, welche am Main jederzeit zu haben sind, und verschmähte sogar das Nationalgericht seiner Junst, nämlich Frösche. Jetzt frißt er sie gern, nährt sich aber nach wie vor meist von Fischen. Von den Gästen ihm zugeworfene Speisereste: Haut, Knochen, Käse usw. nimmt er in seinen Schnabel, läßt sie jedoch unverzehrt wieder fallen. Manchmal steht er so unbeweglich da, daß der eintretende Gast meint, er sei aus Gips künstlich hergestellt. Der Ruf des Besitzers: „Jakob, Jakob!“ weckt ihn aus seiner starren Ruhe, er schaut neugierig um sich und schreitet mit seinen großen Beinen aus. In der Waschküche und an der ausfängenden Wäsche macht er sich ebenfalls gern zu schaffen, er zapft an letzterer hin und her und macht sich Zeitvertreib. Wo etwas los ist, erscheint er als sachverständiger Zuschauer. Mit dem Hause ist er unzertrennlich verbunden; auch im Herbst zog es ihn nicht nach Silden. Kälte können die Störche ziemlich vertragen; wie bekannt, kehren sie oft schon Ende Februar in Schnee und Eis zurück. Nur der Mangel an Nahrung scheint sie fortzutreiben. Da es unserem Jakob aber nie an Nahrung gebricht, so bleibt er flugerweise zu Hause. Das Tier ist schön und groß gewachsen, Bau und Gefieder sind fehlerlos. —

Humoristisches.

— Der Dadl. „Mein Dadl“, erzählte kürzlich der Oberförster, „steht mir geradezu am Gesichte ab, was in meinem Innern vorgeht.“

Ich will mich da vor ein paar Tagen photographieren lassen. Allein wie oft der Photograph auch „Bitte, recht freundlich!“ sagt, es gelingt mir nicht, meinem Gesichte den erforderlichen lebenswürdigen Ausdruck zu geben. Hatte mich nämlich am Vormittag mit meiner Schwiegermutter gezankt, und deren Bild schwebte mir noch immer vor den Augen.

Mein Dadl, welcher natürlich ins Atelier mitgenommen war, beobachtet mich eine Weile, springt dann plötzlich an einem der Fische in die Höhe, nimmt eine der dort aufgestellten Photographien in die Schnauze und pflanzt sich damit vor mir auf.

Was glauben Sie, mein Herr — präsentiert mir das Teufelsviecherl von einem Hunde das Kontertel eines bligsauberen jungen Mädels! — Na, sehen Sie, so ist meine Photographie gut ausgefallen.“ —

— Abgebliht. Herr Gudringlich, zu einer Dame mit hübschem Teint, welche vom Regen überkrastet wird: „Gestatten gundiges Fräulein, daß ich Sie vor dem Regen werden schütze.“

Dame: „Danke, ich bin waschecht.“ —

— Druckfehler. Das Menü bei der Hochzeitsfeier war vorzüglich, nur die Sippe war ungenießbar. —

(Meggend. hum. Bl.)

Notizen.

— Die Oper „Matbold“ von Professor Reinhold Vedet in Dresden hatte bei der ersten Aufführung in Braunschweig ein Hofftheater einen durchschlagenden Erfolg. —

t. Wetterprognosen an Briefkästen. In der Stadt Montgomery im Staate Alabama sind neuerdings die tägliche Wetterprognose, die von dem Wetterbureau der Vereinigten Staaten ausgegeben wird, an allen Briefkästen in den Straßen angeschlagen. Der Postbote, der die Briefe abholt, befragt gleichzeitig die Wetterkarte am Kasten. —

t. Um Getränke ohne Eis abzukühlen, giebt es nach der „Zeitschrift für Krankenpflege“ ein höchst einfaches Mittel. Man schlägt die betreffende Flasche in ein Tuch ein, das vorher in kaltes Wasser getaucht und gut ausgedrungen ist, dann stellt man die Flasche in ein mit kaltem Wasser halb angefülltes Gefäß, setzt das Ganze auf ein Brett eines offenen Fensters und verursacht einige Zeit hindurch durch Öffnen der Thür einen Luftzug. Die sich in dem nassen Tuche entwickelnde Verdunstung erzeugt eine bedeutende Abkühlung, die sich dem Inhalt der Flasche mitteilt. —

c. Elektrische Zialer in New York. Der Automobilismus macht neuerdings auch in New York rapide Fortschritte. Die elektrischen Zialer fangen an, sehr beliebt zu werden. Ende des vorigen Jahres zirkulierten 62 Wagen. Die Zialer können — ohne neue Ladung — 40—50 Kilometer zurücklegen, mit der Durchschnittsgeschwindigkeit von 12 Kilometern in der Stunde. Es giebt zwei Klassen von Wagen; die einen entsprechen unseren gewöhnlichen Droschken, die anderen den Droschken erster Klasse. Bei Schneestürmen in diesem Winter waren die elektrischen Zialer widerstandsfähiger, als die Zialer mit Pferden. Man glaubt, daß die Zahl der elektrischen Zialer in den Straßen New-Yorks sich bald auf 600 erhöhen wird. —

c. Der Sonnenschirm der Radlerin hat nun auch seinen Platz erhalten. Das neueste Produkt der englischen Fahrrad-Industrie ist eine Vorrichtung an der Lenkstange des Zweirades, die den Sonnenschirm hält. —